

Nr. 176 Bromberg, den 4. August 1933.



Roman von Hanns Gelsam.

(1. Fortsetzung.) ——

Alfred Wenger stand in der Passage des Flughafens, erkundigte sich über alle nur möglichen Flugverbindungen nach München und wollte gerade mit Direktor Lenz telephonieren, als sich die Tür öffnete und ein kleiner Pilot eintrat.

Nanu, das war doch eine junge Dame, das war ja die nächtliche Fahrtgenossin.

Auch sie stutzte bei seinem Anblick, faßte sich jedoch gleich und fragte ganz ungeniert:

„Waren Sie nicht so liebenswürdig, mich heute morgen in Ihrem Wagen mitzunehmen?“

„Ja, Sie appellierten an meine Ritterlichkeit, mein gnädiges Fräulein“, erwiderte lachend Wenger, „und zur Belohnung habe ich jetzt das gleiche Pech, das Sie hatten; der Autobus ist mir vor der Nase weggefahren, allerdings nicht der zur Stadt, sondern der Luftautobus nach München. Jetzt müßte ich Sie eigentlich bitten, mich mitzunehmen.“

„Ja, warten Sie mal, das ging ja tatsächlich“, meinte die kleine Fliegerin, „ich will gerade nach Frankfurt starten und mir im Bureau eben die Starterlaubnis holen. Den zweiten Platz habe ich noch frei, bis Frankfurt könnten Sie mitkommen.“

Bevor fünf Minuten vergangen waren, war alles klar. Man hatte sich vorgestellt, Wenger hatte telephonisch mit Direktor Lenz gesprochen, Anschluß nach München war in Frankfurt bestimmt noch anzutreffen, und Fräulein Holten, so hieß das taktvolle kleine Sportmädel, hatte sich einigermaßen zufriedenstellende Wettermeldungen vom „Laubfrosch“, so nannte sie übermütig den Leiter der Flugplatz-Wetterwarte, geben lassen.

Nur über den Taunus werden wir etwas geschaukelt werden“, meinte sie und kletterte hinter Alfred Wenger in ihren leichten Doppeldecker.

Wenger legte sich nach ihrer Anweisung eine Augenschutzbrille an, schlug den Rockkragen hoch und konnte kein Wort mehr verstehen, denn eben hatte der Motor den Propeller angeworfen.

Fräulein Holten gab Gas, die Maschine rollte zur Startbahn. Dann eine Kehrtwendung, der Luftpolizist senkte die Startflagge, und los ging es über den Rasen, langsam stieg das Flugzeug, und wenige Minuten später lagen der Flughafen, die Stadt und ihre nähere Umgebung schon weit zurück.

*

Es ist doch etwas ganz anderes, im offenen Sportflugzeug über Täler und Höhen dahinzubrausen, wie im Sessel der Kabine einer Verkehrsmaschine.

Alfred Wenger war ganz begeistert über den ungewohnten Genuß dieses Sportflugzeuges.

Nach Überfliegung des Dortmunder Flughafens entschwanden unten bald die letzten industriellen Werke, Wiesen und Felder, Waldungen und Dörfer tauchten auf und entschwanden ebenso schnell wieder.

Dann kam das Siegerland.

Eine Stunde flog man schon, bald mußte der Taunus in Sicht kommen. Kleine Luftböen sorgten in den Bergen des Westerwaldes dafür, daß Fräulein Holten ihre ganze Aufmerksamkeit der Steuerung widmen mußte.

Einmal schrie sie ihrem Fluggast ein paar Worte zu, doch das Motorengeräusch übertönte alles. Alfred Wenger wandte sich um, soweit es auf dem kleinen Platz möglich war, und sah, daß seine Begleiterin einmal nach Südwesten zeigte und dann wieder nach Süden, wobei sie einen Halbkreis mit dem Arm in der Luft beschrieb.

Was meinte sie? Wenger sah aufmerksam nach Südwesten.

Endlich stellte er fest, daß der dunkle Horizont nicht die Berge des Taunus waren, wie er geglaubt hatte, sondern eine dunkle Wetterwolke.

Schon schlug der Apparat südliche Richtung ein, flog also dem Unwetter aus dem Wege.

Als man das Lahntal erreichte, hatte die schwarze Wetterwand einen riesigen Umfang angenommen. Ab und zu zuckten Blitze in weiter Ferne.

Das Unwetter mußte wohl, vom Rheine kommend, zum Taunus vorgedrungen, hier aber von den Bergen zurückgeworfen worden sein.

Über der Wetterau leuchteten fahlgelbe Wolken. Einzelne Windstöße packten hin und wieder die Maschine, drückten sie tiefer oder höher, aber die kleine Pilotin hielt das Steuer fest in den Händen und bog noch weiter nach Süden, fast südöstlich, dem Wetter aus.

Was bedeuteten bei diesem Tempo schon 50 Kilometer mehr oder weniger?

Wohl war der Umweg weit, aber endlich war man aus der Schlechtwetterzone heraus.

Über Hessen lachte ein blauer Himmel.

Alfred Wenger atmete auf. Nicht, daß ihn zuvor Angst überkommen wäre, er vertraute dem ihm unbekannten Mädchen voll und ganz, aber er hatte mit Sorgen daran gedacht, daß irgendwelche Zwischenfälle zum Hindernis für die Erledigung seines so schwierigen Auftrages werden konnten. Der Umweg würde nichts ausmachen.

Und gerade in dem Moment, als er sich wieder sorglos der Betrachtung der unten liegenden Landschaft widmen wollte, knallte es ein paarmal im Motor, und dann wurde es ruhig — ganz ruhig — der Motor setzte aus.

Alfred Wenger schaute sich um.

Fräulein Holtens Gesichtszüge verrieten nichts, was los sein mochte, nur die Schutzbrille hatte sie zur Stirn

hochgeschoben. Aufmerksam schaute sie an ihrem Begleiter vorbei und blickte mal nach links, dann mal nach rechts über die Bordwand.

Also eine Panne, dachte Wenger, das kann ja heiter werden! Was wird nun mit uns werden? Er schaute nach unten, sah jedoch keinerlei glattes Wiesengelände, das zu einem einwandfreien Landen einlud.

Viel Zeit zum Überlegen blieb nicht, denn schon glitt der leichte Doppeldecker in sanften Spiralen nach unten.

Die Erde kam ihm merkwürdig schnell entgegen.

Dicht über zwei Reihen Chausseebäume strich der blaue Vogel hinweg, setzte auf einem Stückchen Wiese auf, bekam noch einmal einen Schwung nach oben, der ihn mächtige Sprünge machen ließ, und rollte dann gegen einen bewaldeten Hügel.

Wenige Meter vor den ersten Bäumen blieb er stehen. Die ansteigende Böschung hatte hemmend gewirkt.

„Ich gratuliere", sagte Alfred Wenger, nachdem er Schutzbrille und Haube abgezogen hatte, „das haben Sie ganz famos gemacht." Dabei reichte er Fräulein Holten die Hand.

„Soll das nun Ironie sein oder Ihr fachmännisches Urteil?" rief Fräulein Holten, nahm jedoch die dargebotene Hand und sprang dann in zwei Sätzen zur Erde. Auf der Chaussee kamen zwei Radfahrer vorbei, stiegen ab und schauten verwundert zum Hügel.

„Können Sie uns sagen, wo wir hier sind?" rief Alfred Wenger ihnen zu.

„Gleich hinter dem Hügel liegt Lauterbach", kam die Antwort, und langsam näherten sich die beiden Bauern.

Fräulein Holten war trotz ihrem Mißgeschick gut gelaunt.

„In Lauterbach hab' ich mein'n Strumpf verloren", sang sie, und Wenger neckte gleich wieder:

„Sie meinen wohl die Orientierung?"

Aber sie ging nicht darauf ein, sondern fragte einen der beiden Zuschauer, ob in Lauterbach wohl ein Autoschlosser zu haben sei.

„Das gewiß", war die Antwort, gleich am Eingang des Ortes schon wäre eine Reparaturwerkstatt. Auf Fräulein Holtens Wunsch setzte sich gleich einer in Bewegung, um den Mann zu holen.

Alfred Wenger studierte inzwischen eifrigst das Kursbuch. Nein, da war nichts zu machen. Selbst wenn er sich ein Auto kommen ließ und nach Fulda zur Haupteisenbahnlinie fuhr, oder sich mit dem Auto nach Frankfurt fahren ließ, war das Münchener Flugzeug in Frankfurt weg.

Unwillkürlich schimpfte er laut: „Kreuzdonnerwetter..."

„Ruhig, ruhig!" rief Fräulein Holten dazwischen, „stecken Sie das Kursbuch ruhig ein, wir fliegen gleich wieder weiter. Ich hab' den Fehler, in der Benzinzufuhr steckt er, die Leitung ist undicht geworden. Und nun packen Sie mal bitte an, daß wir unsere Kiste hier rumdrehen und nach unten zum Wiesengrund bringen, hier oben können wir nicht starten."

Erfreut sprang Alfred Wenger hinzu, auch der über das couragierte Fräulein sprachlose Bauer packte an, und so brachten sie den Apparat schnell zu der gewünschten Stelle.

Inzwischen hatte sich der Autoschlosser mit einer großen Schar Neugieriger eingefunden. Kurze Zeit darauf war der Schaden behoben, und der Motor sprang flott an. Überraschend gut glückte der Start auf dem kleinen Gelände, und bald ging es in schnellem Fluge über Lauterbach weg nach Frankfurt zu.

Alfred Wengers erste Frage nach der Landung auf dem Frankfurter Flugplatz war nach dem Verkehrsflugzeug nach München.

Die Nürnberg—Münchener Maschine war weg, aber über Stuttgart konnte er gleich Anschluß nach München bekommen. Ein herzliches Bedanken und Abschiednehmen bei Fräulein Holten, die schon im Kreise bekannter Piloten eifrig erzählte, und das kurze Abenteuer war beendet.

*

Die Eisenbahnfahrt schien kein Ende nehmen zu wollen. Gießen hatte man schon lange verlassen, eine Station folgte der anderen, aber Bad Salzschlirf war immer noch nicht in Sicht. Wieder hielt der Zug in einem kleinen Städtchen, „Lauterbach", riefen die Schaffner und schlugen kräftig die Türen zu.

Alfred Wenger schreckte dadurch aus seinem Halbschlaf auf. Lauterbach hieß es hier; da war er doch vor zwei Monaten unfreiwillig mit dem Flugzeug des Fräulein Holten angekommen.

Der Zug hatte sich langsam wieder in Bewegung gesetzt, dort sah er die Chaussee und das Stückchen Wiese, auf der das Mädel geistesgegenwärtig die schwierige Notlandung und den schneidigen Start vorgenommen hatte.

Seit dem Tage hatte er nichts wieder von ihr gesehen, obwohl sie doch bisher in der gleichen Stadt gewohnt hatten. Nicht einmal ihren vollen Namen kannte er. Er hatte auch gar nicht mehr über das kleine Abenteuer nachgedacht, denn zuviel andere Dinge hatten ihn in der Zwischenzeit beschäftigt.

Da war zunächst seine Weiterreise von Frankfurt nach München gewesen, die noch glücklich geklappt hatte. Dann waren Wochen angestrengtester Bureauarbeit auf seinem gewohnten Platz in den Niederrheinischen Stahlwerken gekommen, dazwischen immer wieder kleine Reibereien mit dem alten Prokuristen Brauns, der nach dem Münchener Flug immer ungenießbarer geworden war.

Der alte Beamte konnte es nicht verwinden, daß ihm Alfred Wenger, der junge Beamte, in vielen Dingen bereits überlegen war.

Früher, als der Betrieb der niederrheinischen Stahlwerke noch nicht so umfangreich war, hatte Prokurist Brauns den Einkauf der für das Werk erforderlichen Kalkmengen nebenbei erledigt. Bei der gewaltigen Ausdehnung der Werke war dieser Einkauf jedoch immer umfangreicher und komplizierter geworden, so daß man Alfred Wenger dafür angestellt hatte.

Der hatte sich überraschend schnell eingearbeitet und war unausgesetzt bemüht, besseres und preiswerteres Material zu beziehen.

Auch den Einkauf feuerfester Steine hatte man ihm übertragen. Die Übernahme der Fabrik feuerfester Steine bei München, wegen der er damals mit Generaldirektor Wilmsen in München weilte, war teilweise mit auf seine Initiative erfolgt.

Und nun fuhr er in den lachenden Frühling hinein, zum schönen Hessenländchen, um die kaufmännische Leitung eines kleinen, aber ausbaufähigen Kalkwerkes, das von den Niederrheinischen Stahlwerken für die Selbstversorgung angekauft worden war, zu übernehmen.

Wie stolz und froh war er, daß man ihm diesen Posten übertragen hatte.

Zwar harrte seiner viel Arbeit, aber auch ein bedeutend besseres Einkommen, und dann, was die Hauptsache war: es war seine erste leitende Stellung, die gute Möglichkeiten für ein späteres Vorankommen bot. Wohl mußte er sich von seiner Mutter und Schwester trennen, aber das war ja nicht für immer.

Wieder hielt der Zug an, und die Schaffner liefen an den Wagen vorbei und riefen: „Bad Salzschlirf!" Schnell nahm Alfred Wenger sein Gepäck, ging in den kleinen, schmucken Bahnhof, den man anläßlich der bald beginnenden Kursaison mit leuchtenden Farben gestrichen hatte, und erkundigte sich nach einer Fahrgelegenheit zu seinem neuen Wohnort.

Zwei Stunden waren es bis zu dem Dorf, zu dessen Bereich die Kalksteinwerke gehörten. Nur ein paar Züge verkehrten auf dieser kleinen Nebenstrecke, und der nächste Zug fuhr erst am andern Morgen. Einige Hoteldiener, die am Bahnhof glaubten den ersten Kurgast empfangen zu können, machten enttäuschte Gesichter, gaben aber doch Auskunft, wo ein Fuhrwerk aufzutreiben war.

Bald darauf saß Alfred Wenger in einem mit zwei flinken Pferdchen bespannten Wagen, der in der Saison zu Spazierfahrten der Kurgäste diente, und fuhr durch die hübsche Landschaft zunächst an der Schlitz entlang, dann durch ein herrlich bewaldetes Seitental seinem neuen Wohnort zu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Diamanten des Herrn Hagen.

Skizze von Anton E. Zischka.

Wir waren nach Mannheim gekommen, um uns das neue Werk des Doktors Bergius anzusehen. Hier, wo vor ein paar Jahren die grundlegenden Versuche zur Kohleverflüssigung durchgeführt wurden, wo zum erstenmal Benzin aus den Abfällen der Bergwerke entstand, bauten jetzt Ingenieure und Chemiker die erste große Holzverzuckerungsfabrik.

Wir folgten dem Holz auf seinem Weg zum Zucker. Durch hohe Hallen, in denen riesige Trommeln das zerkleinerte Abfallholz trocknen, durch Anlagen, in denen es gelingt, zwei Drittel der aufgearbeiteten Masse in Kohlehydrate zu verwandeln. Wir sahen die Verdampfer, die wie vorweltliche Tiere inmitten lichtdurchfluteter Säle stehen, sahen die Filter und Riesenbottiche, all die Apparate, die aus Holz Speisezucker, Alkohol und Viehfutter machen. Keine Laboratorien sahen wir, sondern Riesenfabriken, in denen man bald 400 000 deutsche Arbeiter zu beschäftigen hofft.

Wir gingen durch die neuen Anlagen von Mannheim-Rheinau, waren vor ein paar Tagen erst die kilometerlangen Fronten der Leunawerke abgefahren, dieses strengbewachten Wunderwerkes, das aus schlechter Kohle bestes Benzin macht, vor zehn Jahren noch eine winzige Fabrik und heute das mächtigste chemische Werk der Erde... Leuna ... und jetzt die Holzverzuckerungsanlage. Was war da noch unmöglich?

Wäre dieser Herr Hagen in Newyork oder Paris, in Berlin oder irgendwo auf den Diamantenfeldern Südafrikas an uns herangetreten, wir hätten ihn wohl nicht ernst genommen. Aber wir trafen ihn eben in Mannheim. Am Abend des Tages, an dem wir mit eigenen Augen die neuesten Wundertaten der Chemie gesehen hatten.

Nun, wir saßen also im Hotel, Brott und Duvier und ich. Da kam der kleine Ingenieur aus Berlin und lud uns zu Hagen ein. Märchenhaftes sollte in seinem Laboratorium zu sehen sein. Wunderbares Glück hätten wir, denn eben sei Hagens Erfindung fertig geworden. Nun, Brott hat viel Geld und er ist dementsprechend mißtrauisch... Aber die Zuckersache und die Leunawerke ... die ganze Atmosphäre zauberhaften Fortschritts ... Wir gingen also zu Hagen, um uns seine künstlichen Diamanten anzuschauen. Ein nicht mehr junger Mann, dieser Hagen. Braungebrannt. Groß, wilde Augen in einem schmalen Gesicht. Sah ganz und gar wie ein moderner Wissenschaftler aus. Sein Laboratorium im Keller war wenig kompliziert: Transformatoren, ein kleiner Schmelzofen, ein paar Gußformen und ein Haufen bläulicher Erde in einer Ecke. Hagen sprach wenig. „Theoretisch wußte man schon lange, wie man Holz in Zucker verwandelte", sagte er. „Theoretisch konnte man schon lange Kohle verflüssigen. Es handelte sich nur darum, wirtschaftliche Verfahren zu finden. Wie die Natur Diamanten macht, weiß man auch. Theoretisch müßte man das auch im Laboratorium fertigbringen. Ich habe es auf wirtschaftliche Art fertiggebracht. Und ich werde es Ihnen jetzt zeigen ..."

Hagen füllte einen Tiegel mit etwa fünfzig Kilo Roheisen. Brott hatte jeden einzelnen Barren genau untersucht. Es war wirkliches gewöhnliches Roheisen. Während wir eine Stunde lang warteten, bis das Metall geschmolzen war, bekamen wir ein paar knappe Erklärungen über Hagens System zu hören. Und was weit erstaunlicher war: Er erklärte, nicht seine Erfindung verkaufen zu wollen, sondern nur die fertigen, geprüften Diamanten.

Und dann kam der Schlager: Man hatte Brott die Sache angeboten, weil der doch in Australien Diamantengruben hatte. Weil der also etwas von den Steinen verstehen mußte und weil er die ganz große Geschäftsmöglichkeit hatte: Die synthetischen Steine als auf seinen Feldern gefundene zu verkaufen.

Hagen brachte ein paar ungeschliffene Diamanten, schüttete sie Brott in die Hand. Dies seien also die ersten künstlichen Diamanten. Brott könne sie haben um den halben Marktpreis.

Brott sah die kleinen, matten Dinger an, pfiff durch die Zähne. Hagen gab mir eins der schweren, kaum glänzenden Kristalle in die Hand, und obwohl ich von Diamanten gar nichts verstehe, lief es mir kalt über den Rücken, packte mich unbezwingliche Neugier ...

Die Steine kamen in einen Stahlschrank zurück ... Ich sah an Brotts Augen, daß er keinen Zweifel an ihrer Echtheit — oder besser: an ihrem Wert — trug. Denn echt waren sie ja nicht.

Das Eisen war geschmolzen, eine Kugelform fertig gemacht worden. „Roheisen enthält oft viel Graphit", sagte Hagen. „Und Graphit kann zu Diamanten kristallisiert werden." Hagen gab uns Schutzbrillen, schaltete ein leise laufendes Umformaggregat ein, ließ einen elektrischen Lichtbogen aufflammen, zwischen zwei Kohlen ein Band flüssigen blauen Feuers entstehen. Und dann zeigte er Brott einen Haufen steiniger Erde. „Graphitfels ... und so ziemlich dasselbe wie der berühmte blue clay, die Diamantenerde Südafrikas."

Nun, um es kurz zu machen: Die Elektroden wurden in die Gußform gebracht. Graphitfels kam zwischen sie. Dann wurde die Form mit Roheisen ausgegossen. Während sie sich füllte und auch später noch — denn geschmolzenes Eisen ist kein guter Leiter — blieb der Lichtbogen eingeschaltet.

„Der Druck?" sagte Hagen. „Der Druck in einer langsam sich abkühlenden, sich zusammenziehenden Eisenkugel ist ganz außerordentlich groß."

Brott versiegelte die Tür mit seinem Ring, wir machten eine Zusammenkunft für den nächsten Tag aus, sollten dabei sein, wie die Diamanten aus der Eisenkugel gesprengt wurden. Denn bis dahin brauchte die zum Auskühlen ...

Wir waren auf die Minute pünktlich am nächsten Morgen. Hagen kam. Das Siegel schien in Ordnung. Die Form war, wie wir sie zuletzt gesehen hatten, der Eisenball, den wir aus ihr herausschlugen, noch warm. Hagen bohrte eine der jetzt eingegossenen Elektroden heraus, füllte das Loch mit Dynamit. Sandsäcke und ein dumpfer Knall. Da lag also ger Eisenball in zwei Hälften gesprenget vor uns. Eine graublaue Masse in der Mitte.

Wir waren sehr aufgeregt, als Hagen sie mit einem kleinen Werkzeug herauskratzte und aus dem Staub vier schöne, große Diamanten nahm. Matt, unscheinbar, groß wie der Nagel des kleinen Fingers. Brott wog sie in der Hand. Er beroch sie. Er prüfte sie mit allen seinen Sinnen.

Hagen hatte ein Schleifinstrument in seinem Laboratorium. Wir schliffen einen Stein an, untersuchten ihn unterm Mikroskop: Kein Unterschied gegen einen Kapdiamanten, gegen einen Stein aus Australiens Minen war zu entdecken.

„Wollen Sie die vier und die zweiundzwanzig Steine von früher kaufen?" fragte Hagen. „Ich nehme einen Scheck. Und ich kann täglich mindestens vier weitere Steine liefern."

Brott schrieb einen Scheck auf vierhundertzwanzigtausend Mark. Da der in London zu bezahlen war, hatte der Käufer noch alle Möglichkeiten, die Steine von berühmten Fachleuten prüfen zu lassen. Tat das auch, ohne natürlich zu erzählen, daß es sich um synthetische Steine handle, daß er sie aus Mannheim hatte und nicht von seinen Minen.

Der Scheck wurde ausgezahlt ...

Zwei Stunden, bevor Herr Brott, der Millionär, Herr Duvier und ich armer kleiner Journalist in sehr unangenehmen Gefängnissen saßen. Wir saßen geraume Zeit dort drinnen ...

Und wir säßen vielleicht noch, wenn die Pariser Polizei nicht Hagen wegen einer Kleinigkeit, wegen einer winzigen Betrügerei festgenommen hätte und dabei auf den Diamantenraub gekommen wäre, wenn der „Erfinder" nicht leichtsinnig gewesen wäre und man in Mannheim Spuren seines Laboratoriums gefunden hätte, wenn er schließlich nicht gestanden hätte, den Raub auf der „Katanga" inszeniert zu haben, diesen Raub, bei dem ein Offizier das Leben lassen mußte und Herr Hagen 26 herrliche belgische, ungeschliffene Diamanten erbeutete, die er uns als synthetische Steine anhängte ...

Herr Hagen sitzt jetzt für ein paar Jährchen fest. Und wenn es auch Zucker aus Holz gibt und Benzin aus Kohle — künstliche Diamanten von der Größe der Hagenschen gibt es doch noch nicht.

Ein Kater wird gerettet.

Humoreske von Theodor von Hanffstengel.

Es war eine klare Sternennacht gewesen, eine prächtige, warme Frühlingsnacht, in der wohl auch einmal einen Kater die gesunde Überlegung verlassen mochte. Jedenfalls hing ein solches Tier, als die Sonne heraufgestiegen und der nächtliche Frühlingsspuk verflogen war, als letztes Überbleibsel der Nacht wie angeklebt an der Vorderfront des hohen, vierstöckigen Hauses. festgebannt auf das schmale Gesimse über einem Fenster des dritten Stockwerks — kaltgestellt, restlos kaltgestellt!

Auf der Straße der Großstadt sammelte sich die Menge in Gestalt eines Mannes mit grünem Hut und eines Bäckerjungen. Gegenüber aber, im Hause Nr. 36, bezogen wir Beobachtungsposten.

Es dauerte nicht lange; da begannen drüben die Rettungsversuche. Das Fenster über dem Ausreißer öffnete sich, ein junges Mädchen lehnte sich hinaus und hielt dem Muschchen ein niedliches, lockendes Händchen hin.

Der Onkel an meiner Seite meinte, ein solches Angebot sei ihm lange nicht zuteil geworden. Wenn er das Vieh wäre . . . Die Tante (ihr Gehör ist so schwach, daß sie nur noch das hört, was sie nicht hören soll) antwortete mit einem kurzen Grunzton.

Der Kater sagte „Miau" und verzichtete.

Unten staute sich die Menge. Das erste Auto blieb stecken. Der Onkel, auf dessen Glatze Schweißperlen sichtbar wurden, öffnete das Fenster, um auf die brodelnde Masse hinabzublicken. Das veranlaßte die Tante zu der Frage, ob er sich wegen eines albernen Katers den Tod holen wollte. Der Onkel meinte, „alberner Kater" sei gut. Woher sie überhaupt wisse, daß es ein Kater sei? Übrigens stecke hinter der Albernheit eines Katers oft mehr, als ältere Damen ahnten.

Inzwischen hatte das junge Mädchen ein weißliches, appetitliches Etwas geholt, anscheinend ein Kleidungsstück, das sie dem Kater zum Ankrallen hinhielt. Die Tante wurde rot und sagte, wir sollten wegsehen. Darauf setzte der Onkel die Brille auf.

Das Tierchen verkroch sich verständnisvoll hinter dem molligen Etwas, das ihm den Blick in die grausige Tiefe wohltätig verdeckte. Im übrigen lehnte es dankend ab.

Nun wurde das völlig erschöpfte Mädchen abgelöst. Es erschien ein Herr mit einer Trittleiter, die er dem Tier mit einladendem Lächeln hinhielt. Ein zweites junges Mädchen übernahm das Locken.

Hier ließ der Onkel ein wohliges „Hm" hören, was die Tante zu der Frage veranlaßte, ob er sich durchaus vor der Jugend lächerlich machen wollte? Aber der Onkel, der in Stimmung gekommen war, setzte sich nun auf die Hinterbeine und sagte, Locken und Locken sei zweierlei; wenn die Tante zum Beispiel locken würde . . .

Übrigens verschmähte das Tierchen auch die Trittleiter mit einem entschiedenen Miau. Auf der Straße stockte der Verkehr. Die Menschenmenge zählte nach Hunderten, dazwischen waren Autos und Straßenbahnwagen festgefahren. Die Polizei war in fieberhafter Tätigkeit.

Was nun folgte, versetzte die Zuschauermassen in begreifliche Erregung. Das junge Mädchen schob ihren Oberkörper mit weit ausgestreckten Armen immer weiter und weiter aus dem Fenster hinaus, um den Kater zu greifen. Aus der Menge ertönten ermunternde Zurufe und entsetzte Schreie. Die Tante fiel in eine leichte Ohnmacht. Der Onkel aber stellte durch die Brille fest, daß der Herr die Dame an den Beinen hielt. Er äußerte die Absicht, zur Hilfeleistung hinüberzueilen, worauf die Tante wieder zu sich kam.

Da das Mädchen nicht lang genug war, mißlang auch dieser Rettungsversuch. Die Straße war schwarz von Menschen. Alles starrte wie gebannt nach oben. Der Onkel regte das Vermieten von Fensterplätzen an.

Jetzt schwebte dem Tierchen ein Korb entgegen, in den es einsteigen sollte. Stattdessen wich es entsetzt zurück, rutschte mit den Hinterpfoten in die Tiefe — ein vielstimmiger Schrei — und schon hatte es sich wieder auf seinen Platz zurückgeschwungen. Beifallsstürme rauschten empor. Der Onkel rief etwas von geradezu fabelhafter Katertechnik. Die Tante war bleich geworden und zurückgesunken.

Sie kam erst wieder zu sich, als der Onkel am Telephon hantierte, um die Feuerwehr zu alarmieren. Da erklärte sie ihn für verrückt und brach zusammen. Aber der Onkel war mit seiner Absicht zu spät gekommen, denn die Feuerwehr rückte bereits an. Schon streckte der Mann auf der großen Leiter die rettenden Hände aus, da sprang das Muschchen mit einem kühnen Satz hinab in die Menge und verschwand.

Der Onkel nahm die Brille von der Nase. Er war den ganzen Tag in gehobener Stimmung, während die Tante mir etwas gedrückt vorkam.



Bunte Chronik

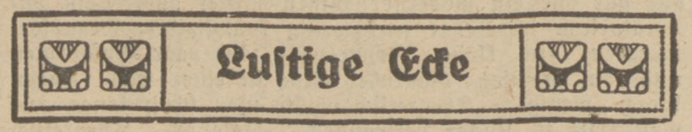
Die weiße Rasse stirbt in Ecuador aus.

Für die Weißen scheint die südamerikanische Republik Ecuador sehr ungünstige Bedingungen zu bieten. Dr. W. Knoche teilt mit, daß der Indianer dort durchschnittlich ein höheres Lebensalter erreicht als der Weiße; in nicht allzu ferner Zeit dürften wohl die Mestizen — die Mischlinge aus weißem und farbigem Blut — die Führung des Landes übernehmen, das wäre insofern außerordentlich bedeutsam, als so nach Jahrhunderten das Blut der indianischen Urbevölkerung in einem Teil Amerikas wieder zur Herrschaft gelangte. Der Ausbreitung der weißen Rasse scheinen doch durch das Klima unübersteigbare Grenzen gesetzt zu sein. Derartige Hindernisse bestehen wohl allein nicht für die Mongolen, zu deren Rasse im weitesten Sinn die Indianer gehören.

*

Eine Stadt, die mehr Arbeitslose als Einwohner hat.

Als vor einiger Zeit die Abrechnung der ausgezahlten Arbeitslosenunterstützung der spanischen Stadt Antofagasta nachgeprüft wurde, waren die Beamten sehr erstaunt, daß in dieser Stadt 41 933 Arbeitslose Unterstützung erhielten, während die Stadt doch nur 36 000 Einwohner hat. Die Arbeitslosen erhalten hier vom Staat eine Unterstützung, weil in der Salpetergegend die Not besonders groß ist. Die Regierung hat natürlich eine strenge Untersuchung veranlaßt und die Auszahlungen vorläufig gesperrt. Die Stadt Antofagasta hat hier einen Rekord geliefert, aber einen recht eigenartigen.



Lustige Ecke

Das Haar in der Suppe.



„Kellner! Lassen Sie die Suppe erst mal rasieren!"

*

Aus Erfahrung.

Die Lehrerin erklärt den Kleinen die Begriffe: blind, lahm, taub, stumm und so weiter. Endlich glaubt sie, daß die Kinder es verstanden haben.

„Nun, Märchen! Was ist der, der nicht sehen kann?"

Worauf klipp und klar die Antwort kommt: „Blind!"

„Nun, Fritzchen, und der, der nicht hören kann?"

Fritzchen (aus eigener Erfahrung): „Unartig!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.